

# Unterhaltungs-Beilage

des  
„Berliner Lokal-Anzeiger.“

Nummer 106.

Sonntag, 8. Mai 1910.

28. Jahrgang.

## Gräfin Laßbergs Enkelin.

Roman von Fr. L e h u e.

(K. Hirschberg)

(Maschinen verboten)

„Oh, dieses Mädchen! Wie hatte er es geliebt aus der Tiefe seines Herzens, mit seiner heißen, innigen, treuen Liebe, wie nur ein gerechter Mann zu lieben vermugt.

Und sie hatte ihn glauben lassen, daß sie ihm auch gut sei. Und doch heute dieses schamlose Spiel mit dem anderen — weil der eine glitte, hübsche Karre trug und jung war.

Oh, er hätte den Jungen züchtigen mögen, der so leid nach dem griff, was ihm gespielt, der nicht danach fragte, ob er einer anderen damit weh tat, ihm das Beste nährt!

Tor, der er war! Warum hatte er nicht gesprochen und sich des geliebten Mädchens versichert?

Und wie sehr hatte er sich nach diesem süßen, blauen Mund gelehnt, ihn einmal zu küssen! Einmal das holde Gesäß im Atem zu halten!

Aber war es nicht gut, daß es so gekommen? Noch zur rechten Zeit hatte er ihren Wert erkannt — daß es nur Trugschiff war, was er für echt gehalten — und doch drängte ihm diese Enttäuschung heiße Tränen ins Auge!

Das würde er nie verwinden!

Seit diesem Abend war Rothar nie verwandelt. Nie wieder sprach er in dem herzlichen Ton wie vorher zu Yvonne; nie wieder trug sie sein warmer, liebevoller Mantel, den sie fühlte wie eine zärtliche Lieblosigkeit empfunden. Nun tapferloser, elster Höflichkeit begegnete er ihr, und ihre schläfrigen Versuche, das frühere Einvernehmen wiederherzustellen, ließ er unbeachtet.

In vielen schlaflosen Stunden fragte sich Yvonne, woher dieser Höhepunkt lag in seinem Verhalten an. Hatte er vielleicht gesuchter, Hoffnungen, die er nie erfüllen würde, in ihr zu erwidern? Doch war ja kein bindendes Wort gesprochen — und ein Blick, ein Handedruck kann so täuschen!

Sie war tief unglücklich. Jetzt schien sie nicht mehr so gut, und heiße Tränen neigten ihr Kopflassen. Sie weinte nach dem Mann, den sie mit ihrer ganzen Seele liebte, ohne der sie nicht mehr sein könnte — und er hatte sich von ihr abgewandt! Kaufend Schmerzen litt sie um ihn, und all ihr Stolz konnte ihr nicht helfen, diese Liebe zu überwinden.

Herr von Steinwagen und Tochter schmachten im Strom der Geselligkeit tapfer mit; längst hatten sie die Mahlungen und Vorstellungen Rothars vergessen und ledten fröhig daran los. Sein blaßtes, ernstes Gesicht rührte sie nicht!

Yohann von Blüden war in der Gesellschaft tanzauflebend. Ein Fest ohne ihn hielt man für unendbar — und er fürgte sich nur so hinzu in den Kreis. Manchmal kam es vor, daß er nach Pariser ging, den Gesellschaftsanzug ablegte, eine Tasche nahm, dann hinauf in den Dienstanzug und fort in die Kaserne, auf den Exerzierplatz.

Yvonne hörte so viel von ihm und nicht immer Günstiges. Zuweilen sah sie ihn auch und war fast erschrocken von seinem verlebten Aussehen. Lange Sorge ersüßte sie.

Einmal begegnete sie ihm zufällig; sie sollte Konstanze von der Schneiderin abholen, es war noch zu früh dazu. Er blieb sofort stehen. „Wohin des Weges, Yvonne?“

Sie gab ihm Antwort und sagte dann: „Gut, daß ich dich trifft, Yohann! Ich drängte mich so um dich! Was ist mit dir?“

„Sehr gütig, deine Rücksicht! Doch lasse mich mir — ich werde schon nach meiner Basson freilich!“

„Ach, denke an deine Mutter, denke an Großmama!“ rief sie.

„Schweig!“ fahr er sie hastig an, „wenn du mir weiter nichts zu sagen hast, kleines! Spare dir das Schulmeisterin, es steht dir gar nicht!“ Seine er müder hinzu, da er Tränen in ihren unglichen Augen bluteten sah. Hastig preßte er ihre Hand. „Ach habe eine so rasende Schnauze nach diesem süßen Kunde, der immer so lang sprechen kann und doch lieber direkt küssen sollte!“ Er drängte sich an sie heran, nad sie fühlte seinen heißen Atem. „Küss mich wieder, du Süße, dann wird alles gut.“

„Ach, du beleidigst mich, und ich meine es doch so gütig!“ sagte sie empört. „Ach! ist nicht zu reden mit dir. Adieu!“

Sie ließ ihn einfach stehen und ging davon. Nach wenigen Schritten sah sie sich um. Er stand noch immer auf derselben Stelle und starrte ihr nach. Einwas Gecktes, Alberloses lag in seinen Augen, und sie hatte Angst. Am liebsten wäre sie umgekehrt, hätte ihn an den Arm gefasst, ihn gerettet: „Ach, sag mir doch, was mit dir ist, ich weißte nicht von dir, ehe du nicht gesprochen!“

Doch die Zeit drängte. Es war gleich sechs, und sie hatte mit Konstanze noch einige Weihnachtsbesorgungen zu machen. Die Tanten hatten diesmal einen größeren Wunsch, den sie sich auch ohne weiteres erfüllten: ein Automobil! Weimale läudlich freuten sie sich, als der elegante Kraftwagen zum ersten Male in ihrem Hause einfuhr — als ihr Eigentum!

Ein wenig ängstlich waren sie ja, was wohl Rothar sagen würde! Sie hatten sich wohl gebürtet, ihn zu fragen. Er mochte sich eben mit der Tatsache absindern.

Zum Glück war er vom 20. Dezember bis 8. Januar verreist — und wenn er zurückkam, konnte er nichts mehr an dem Geschehenen ändern.

Rothar war ganz mit sich zerfallen; er mußte einige Wochen fort — andere Lust, andere Umgebung haben. Der Gedanke an Yvonne ließ ihn keine Ruhe finden.

Warum ließ er sich von einem Phantom quälen? Sie war ihm doch noch keine Treue schuldig gewesen. Wenn er jetzt sprech, könnte noch alles gut werden!

Aber es war da etwas zwischen ihr und Baron Urschen, das ihn fast bis zum körperlichen Schmerz quälte. Was er mit seinen eigenen Augen gesehen, was er gehört, das war da — das war kein Hirngespinst, das ließ sich nicht wegbringen. Wie eine Mauer trennte es ihn von dem geliebten Mädchen!

Rothar war zurückgekehrt. Die drei Wochen, die er in großer Zurückgezogenheit in einer stillen Pension in Gardone verbracht, hatten ihm seine körperliche Kälte wiedergegeben, die er durch die heftigen neuralgischen Schmerzen etwas verloren hatte.

Doch Yvonne hatte er nicht vergessen können!

Spät am Abend war er gekommen; er hatte deshalb in seinem Hotel in der Stadt geschlafen und machte sich nun am zweiten Vormittag auf, die Damen zu begrüßen.

Er traf Yvonne allein an; sie war damit beschäftigt, im Salon Staub zu wischen.

Bei seinem unerwarteten Anblick zitterte sie. Durch sein Verhalten in den letzten Wochen war sie so eingeübelt, und doch steckte sie sich über sein gutes, gesundes Wüschen und sprach das auch aus.

Mit ruhiger Höflichkeit antwortete er — ohne jede Wärme im Ton — wie man zu einem ganz Fremden spricht.

Das Herz tat ihr weh. Es fehlte nicht viel, und die Tränen wären ihr unausstehlich geworden; ihre Lippen zitterten, und sie musste sich abwenden. Wenn sie ahnte, wie schwierig ihm sein formelles Verhalten wurde, wie sehr er sich dazu zwingen musste!

„Hätten die Damen gewusst, dass wir Sie heute schon erwartet hätten, wären sie nicht ausgefahren; sie müssen aber jeden Augenblick wiederkommen“, sagte Yvonne.

„Ausgefahre?“ fragte er erstaunt. „So zeitig? Es ist ja kaum vialb zwölf. Uebrigens — ich bin doch den Kutschern.“

„Die Damen sind heute früher aufgestanden, kommen aber bald zurück. Der Chauffeur“ — hier stockte sie plötzlich; Volhar wußte ja noch nichts von dem neuen Automobil. Wie würde ihn das in Aufregung bringen!

„Sie sagen Chauffeur. Wessen denn?“

„Nun, der unriige.“

„Was? Hab' ich recht gehört?“

„Ja, die Damen haben doch seit Weihnachten ein Automobil“, entgegnete sie mit niedergezögten Augen.

„Ein Automobil?“

Sie nickte und warf einen schenken Blick in sein Gesicht. Ein jünger Herr kamte darüber hin; er preßte die Lippen fest aufeinander; mit bestigen Schritten ging er einige Male auf und ab. „Bitte, freundlich Legtne, lassen Sie mein Zimmer kosten und ein wenig in Erholung bringen.“

„Das ist bereits geschehen. Ich — wir erwarteten Sie doch jeden Tag, und da dachten wir“ —

„Ich denke Ihnen.“ Er ging hinaus, und betrüb' sich sie ihm nach. Ihre Fürsorge rührte ihn. Denn das war doch nur von ihr ausgegangen, solche Unsicht gab es weder bei Mutter noch Schwester. Das Zimmer war behaglich durchwärm't und blühende Orangen durchduften den Raum.

Voller Zorn und Angeduld stand er am Fenster. Endlich fuhr er den Wagen kommen und einzahlen.

Recht hörte er die beiden lachenden Frauenschwestern auf der Treppe deutlich zu sich herauskommen. Dann klopfte es an seine Tür, und das Stubenmädchen meldete, dass man ihn zum Frühstück erwarte.

„Ich danke, ich habe bereits gestöhndt. In ungefähr zehn Minuten komme ich.“

Dass ihr Ehemann sehr erregt war, sah Frau von Stein-Hagen auf den ersten Blick. Ihr war doch unbehaglich zumute, und sie überredete ihn mit einer Flut von Worten, dass er schließlich ungeduldig ihren Abschluss abschnitt.

„Mir scheint, du hast schlechte Laune mitgebracht, Volhar!“

„Meine Laune war gut — bis vorhin, als ich euch kommen sah. Ich habe keine Lust, große Unschwäche zu machen. Also kurz: Ihr habt ein Automobil angeschafft, ohne mir ein Wort davon zu sagen!“

„Du warst ja nicht da!“

„Spa'e dir doch diese kindlichen Einwürfe, Konstanze. Mir wäre es im Grunde ganz gleichgültig, wenn ich nicht fürchten müsste, dass diese Anschaffung Stein-Hagen zu Lasten fällt.“

„Dann hast du nicht unrecht!“

„Das sagst du, als ob das so selbstverständlich ist. Aber du hast doch die Equipage.“

„Die nimmt du zurück oder verkaufst sie, dann ist sie sich das aus; ob wir nun Wagen und Pferde oder ein Auto haben, das ist schließlich ganz egal“, sagte Konstanze abzählend.

„Meinst du? Doch deine Rechtfertigung kenne ich ja bereits! Ganz abgesehen davon, dass ein Kraftwagen viel mehr zu unterhalten kostet als die Equipage, so muss vor allem auch der Anschaffungspreis in Frage gezogen werden! Dass ich mal um die Rechnung bitten?“

Er sprach in ganz ruhigen Konversationston, las auch gelegentlich im Gesell, ein Bein über das andere geslagen, die Arme über den Brust verschränkt — nur seine Augen redeten eine andere Sprache. Es witterte leicht in ihnen, und was geprägter als je war die scharfe Falte über der Nase.

Doch etwas zögernd stand jetzt Frau Agathe auf und brachte die Rechnung herbei. „Eine größere Anzahlung habe ich schon gemacht!“

„Wieder, bitte?“

„Zweitausend Mark.“

„Aa!! Dann lassen wir die Anzahlung verfallen, und ich gebe den Wagen zurück!“ meinte er gleichmäig.

„Das geht doch nicht. Was denkt du? Was würden die Leute dazu sagen! Das ist ja halber Wahnsinn!“ Die Stimmen von Mutter und Tochter klanger erregt durcheinander.

Nicht größerer Wahnsinn als die Anschaffung eines Wagens, der eure Verhältnisse bei weitem übersteigt.“

„Das jaost du! Und wir leben so einsach!“

Recht machte er doch lachen. Höhnend lach' es durch den Raum.

„In der Tat, eine Lebensführung ist sehr einsach — so einsach, dass sie die Kräfte Stein-Hagens bedenklich übersteigt! Sie müsst sparsamer leben — und vor allem — der Wagen kommt! heut noch aus dem Hause; ich kann ihn nicht bezahlen!“

„Du musst es — das bist du uns schuldig! Wie geben doch die Equipage dasse auf! Verlauf außerdem ein Städeld, einige Rübe, dann hast du die Summe.“

„Soll ich nicht gar Stein-Hagen auch gleich verlassen?“ sagte er grimmig. „Dann hätte ich ja genug zum Ausgeben. In eure Zukunft denkt ihr wohl nicht.“

„Das beste wär' es! Dann hätte aller Streit ein Ende!“ bemerkte Konstanze gleichmäßig.

„Du solltest dich schamen, Konstanze, das zu denken, geschweige auszusprechen!“ Eine Stimme bebte doch vor Erregung. „Ich habe redlich für euch gearbeitet!“

„Für dich wohl nicht?“ warf Konstanze schnippisch ein. „Dir gehört wohl Stein-Hagen nicht?“

„Auf dem Papiere — allerdings! Doch ihr habt nicht davon als ich!“

„Ein alter Vater, Volhar, mein lieber Mann, hat besser und nobler für mich georgt als du!“ sagte Frau Agathe mit weinerlicher Stimme.

„Ja, indem er Stein-Hagen in einer Weise belastete, die allgemeines Kopfschütteln erregte. Und ich habe arbeiten müssen, schlimmer als ein Tagelöhner, um mit den Besitz meines Vaters zu erhalten, um wenigstens die drückendsten Verbindlichkeiten abzulösen.“

„Wenn es so stand, warum hast du Stein-Hagen nicht verlaufen, damals, als dir Fabrikbesitzer Cleatens das so vorteilhafte Angebot machte? Für das Geld konntest du längst eine andere Klischee haben!“

„Wenn Mama das sagte, würde ich es begreiflich finden, da sie aus einer Sphäre stammt, der das Bewußtsein „eigene Scholle“ wohl am freudesten von allen ist.“

Frau Agathe wollte aufstehen; sie war dankleid und schnappte nach Luft. „Bitte, möchtest du etwas erwidern?“ fragte er kalt, nach der sinnungslosen Frau hinüberblickend. Dann wandte er sich noch der Schwester. „Dir aber, Konstanze, hätte ich doch mehr Herrengefühl zugetraut! Hast du ja wenig Soz und Abhänglichkeit — und Verständnis für das, was dir als aus einem alten Adelsgeschlecht das Hechtle sein müsste?“

„Ich habe damals nicht gezögert und die Uniform aussgepackt, trotzdem es mir bitterärme wurde, weil ich gern Soldat war und meinem Kaiser gern diente, und bin doch ein „Bauer“ geworden, wie du so oft höhnend besterbst. Aber es galt, Stein-Hagen zu retten — und die Hand des Herrn tat noll! Wer sollte für euch sorgen, wenn alles zusammenbrach, damals, als Vater so plötzlich starb“ —

„Und war es nicht in deinem Interesse mit?“

„Gewiss! Aber ihr habt nie gefragt, ob es mir leicht wurde oder schwer! Vater hat mir durch seine Bestimmungen welche ein Opfer auferlegt. Au mich habe ich in den letzten acht Jahren nicht denken können. Einen eigenen Haushalt zu gründen, wäre mir auch heute noch schwer.“

(Fortsetzung folgt.)

# Unsere Kaiserjöhne.

(Nachdruck verboten.)

Eine rein menschliche und zugleich nationale Freude erfüllt jeden Deutschen, wenn er in Berlin an schlimmen Tagen den Kaiser im Streit seiner sechs Söhne sieht. Die „jungen Prinzen“ sind zu beschworenen Männern herangereift, die den Vater fast um eines Hauptes Länge übertragen. Drei von ihnen tragen bereits den Ehering seit Jahren. Es geht von dem hübschen Vilbe unserer Kaiserlichen Familie ein warmer Glückschein aus, der in das Herz des Volkes strahlt und das Gefühl eines gerechten Stolzes weckt. Hart und lieblich ergänzt es die anmutvolle Prinzessin, die nun nach ihrer Einsegnung, der hohen Mutter zur Seele tritt in allem Liebeswert zum Wohle des Landes.

Jeder einzelne Prinz hat eine gebiegene Erziehung genossen. Der Hauptbedeckte derselben ist die steife Eisenkette der Pflicht und das daraus entstehende Verantwortlichkeitsgefühl. Dieser Pflicht ist jede Stunde des Tages geweiht, und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr läßt ihren Schlag für den Kaiserjöhn genau so laut und mahnend erklingen wie für jeden anderen Sterblichen. Zu der Zeit der Erholung aber zeigen die Prinzen, daß sie sich auch ihre Lebenslust bewahren; dankbar und voll harmloser Freude genießen sie mit ihren Kameraden und Altersgenossen die goldene Freiheit der Jugend.

Die Leibkavallerie des 1. Garde-Husarenregiments, dessen Chef der Kaiser ist, beging vor kurzem die Feier eines Gedächtnistages. Der Kronprinz, der im letzten Sommer die Wallerle einige Zeit gehabt hatte, war eingeladen und hatte mit seinem Bruder, dem Prinzen Dr. August Wilhelm sein Erbheimer zugesagt. Wenige Tage vor dem Fest überreichte ein junges Mädchen, eine ehrbare Bürgerstochter, dem Thronfolger, als dieser durch eine Straße in Moabit ging, ein Blumentäschchen, das mit freundlichem Dank angenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit lud der Kronprinz die junge Dame zur Kaiserfeier in den Hohenzollernsaal ein, die ebenso wie die Kavallerements des genannten Regiments in Moabit, dem nordwestlichen Stadtteil Berlins, liegen. Am Festabend fand sich die Schön mit ihren Angehörigen pünktlich ein und begrüßte die Kaiserliche Hoheit nach dem offiziellen Empfang mit einem zarten Sträuschen. Kronprinz Wilhelm nahm die Blumen, schüttete der Gebieterin herhaft die Rechte und fragte freundlich lachend: „Na, Sie bleib doch zum Tanz?“, was die liebliche kleine Nesthäherin bejahte. Im großen Saale begann nun ein richtiges Feierfest voll derben Humors. Da wurden Coupletts gesungen, Neulen geschwungen, Theater gespielt, Quadrillen ausgeführt, und die Stimmung war vergnügt. Die prinzlichen Brüder sahen vor der Bühne, auf der ein Kinematograph unter schallender Heiterkeit lustige Bilder aus dem Wallerdienst des Kronprinzen vorführte, im Kreise der Offiziere und Wachtmeister beim Schoppen Lager und unterhielten sich höflich.

Nach der Vorstellung ging's in den Nebenraum, wo bald eine drangvolle Enge herrschte und im kleinen Kreise sich einige Paare im Tanz drehten. Bei der ersten lustigen Polka war der schneidige Kronprinz mitten im Gewühl. Er hatte die bewußte junge Dame angesprochen und übertrug in seiner kleidhaften Passepartout-Kürassieruniform die meisten seiner Plätzchen. Gleich darauf schwang auch der schlanke, seine Tochter August Wilhelm das Tanzbein. Und nun ließen die hohen Herren, stets umringt von einer Schar hübscher Tänzerinnen in weichen, rosa und blauen Wallstücken, nicht eine Stunde aus. Zu den Pausen unterhielten sie ihre Damen aus liebenswürdigster Weisheit der Kronprinz eroberte die jungen Mädchenherzen im Sturm. Eine feiner Tänzerinnen, eine lebhafte Wallnische, sangte er nach dem Elende des Vaters, nach der Zahl der Geschwister und nach dem eigenen Verlust. Als er hörte, daß die Schöne Elternlosigkeit sei und in einem Geschäft arbeitet, erbündigte er sich teilnahmsvoll nach der täglichen Arbeitszeit, dem Verdienst usw. Als das junge Mädchen offen bekannte, daß ihr der Sonntag der liebste Tag sei, da er ihr ganz gehörte und sie sich ödenlich ausstrecke, da klang der Kaiserjöhn so herzlich, daß von den anderen alle laue Begeisterung wuchs und gleich daraus ging es in liegendem Wallerschritt — eins, zwei, drei, — eins, zwei, drei — lustig weiter. Als der große Saal wieder geöffnet wurde, führte der Kronprinz mit der Wallin eines Wachtmeisters die Polonaise an; sein Vater folgte mit einer jungen Dame als zweites Paar. Schnell stiegen die Stunden dahin, und als um 2 Uhr morgens der hohe Reichsaufzug, da gab es nur eine Stimmung des aufreisenden Gedankens, der sich immer Dans für die erwiesene Ehrung begeisteerte. Die letztere war nun so höher anzutasten, als es sich nicht um ein rein militärisches Fest handelte, sondern die Familien, Freunde und Freindinnen des Regiments geladen waren, sodass man ebensoviel zivilversorsten wie Jünger der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Artillerie, sah.

Prinz Oskar von Preußen wohnte lärmlich dem Eröffnungsfeste des Vereins ehemaliger Angehöriger des 1. Garde-Regiments an Fuß im Berliner Cäcilien-Artilleriehause bei. Er lehnte es ab, an der blumengeschmückten Ehrentafel Platz zu nehmen, wo die Generalität und der Regimentskommandeur freiherr von Wissens mit seinen Stabsoffizieren saßen. An der ersten Vängttafel, inmitten alter Weißbärte, der Veteranen des Vereins, wähle er, der mit dem Wingen Georg von Griechenland gekommen war, seinen Platz. Bei schwundendem Pier und Zigaretten sang er die Kommerzlieder kräftig mit, laute Ansichtspfosten des Deutschen Kriegsverbundes und unterhielt sich mit seinen Nachbarn in so angeregter warmherziger Weise,

dass die alten Krieger sich später höchstdarüber aussprachen. In seiner zwanglosen Art bestellte sich der Prinz ein Eisbein mit Sauerkohl, das er sich ausgezeichnet mundeten ließ. Später trat der Tanz in seine Stärke, und man konnte es dem Prinzen anmerken, daß er sich frei von jedem Zwange sehr wohl fühlte.

Prinz Oskar-Friedrich und Walther treten im Verhältnis zu den Vorgenannten weniger in die Hessenlichkeit. In Berlin kennt man wohl allgemein den Prinzen Oskar, der die Umwandlung vom blond-gesellten, lieblichen Knaben, dem Augentrost der hohen Mutter, die vor einigen Jahren, als die schwere Krankheit hereinbrach, nicht vom Krankenbett des Kleinkindes wisch zum lästigen Major in der leuchtend roten Uniform der Potsdamer Gardesoldaten durchgemacht hat — aber der Prinz geht als Soldat mit Leib und Seele so völlig im Dienst auf, daß man ihn in „abwilen“ kreisen sieht zu sehen bekommt. So oft es geschah, lernt man ihn als ritterlichen, lebenswürdigen Offizier kennen. Prinz Walther wohnt an der „Walterant“ und ist Seemann, will nur Seemann sein. Man sagt, daß er nicht gern zu großen Hoffesten kommt und steht an Bord seines Schiffes oder in den einfachen Salons seines kleinen in der Düsseldorfer Allee in Kiel gelegenen Landhauses am wohlsten. Der jetzt 20 Jahre alte Prinz ist bisher allen Verlobungsgerüchten aus dem Wege gegangen, aber er ist durchaus kein Feind des schönen Geschlechts. Wer ihn beim Gesellschaftsspiel im Nachbargarten des Admirals von Prittwitz und Gaffron in seiner natürlichen, sonnigen Heiterkeit gesehen hat, ihn auf der Terrasse von Bellevue, von der man den entzückenden Rundblick über den Kieler Hafen genießt, an einem klatschstisch mit Marineoffizieren und deren Damen als anregenden Unterhalter beobachten konnte, wird eine lebhafte Neigung für den Kaiserjöhn empfinden, über dessen edle Mannlichkeit sich sie gewöhnlich ein stiller Ernst breite, der vielleicht der Grund ist, daß an dem Wege des sechzehn Prinzen die blaue Blume der Romantik blüht.

Prinz Joachim, das Nesthäschchen unter den Söhnen, ist auch schon dem 20. Geburtsstage nahe gekommen. Ihm kennen die Berliner als den Jüngsten der Brüder, der, ehe er nach Pön kam, alle Vormittlage nach dem Stadtschloss Bellevue fuhr, wo der Unterricht „gesessen“ wurde. Kurz vor ein Uhr brachte eine sichtliche Stadtluft das Prinzelein zur kaiserlichen Frühstückstafel, und Joachim wurde auf der Fahrt unter den Linden nicht müde, den Voerübergehenden, die ihn grüßten, zu nennen und zu salutieren. In Kadinen sollte er mit seinem um zwei Jahre jüngeren Schwesterchen um die Wette; sie ließerten auf die Wände und arbeiteten in Lehne, um oft in einem wunderbaren Zustande zur Mutter zurückzukehren, deren gütiges Herz lag an dem reinen Jugendstil ihrer beiden Jüngsten erfreute. Freilich, als Prinz Joachim vor zwei Jahren konstruiert wurde, da war er schon ein richtiger schwedischer Lieutenant mit männlicher Stimme geworden. Als er, der Sitz seines Hauses gemäß, sein selbstverschuldetes Versenntnis in der Schlosskapelle vorsah, da kam er auch zu der Stelle, an der es hieß: „Ich will stets in meinem Leben alles mit meinen Freunden sprechen und ihren Rat hören und mich danach richten.“ Bei diesem seinem Charakter und Herzen alle Ehre machenden Ausdruck, der von der Unverdorbenheit seines in warmer Freundschaft begrüssteten Gemüts stunde gab, überslog ein kleiner, mildes Lächeln die eben noch ernsten Züge des kaiserlichen Vaters, und auch auf dem Antlitz des greisen Oberhofpredigers Orhaner lag es wie Sonnenchein. Sechs Prinzen, sechs Brüder, Söhne eines über alles geliebten Elternpaars, deren erhabenem Beispiel auf allen Gebieten edler Menschentum sie nachzuempfunden bestrebt sind, erfüllt und belebt vom Pflichtleben der großen Hohenzollern, für die Feierstunde ausgerüstet mit beglückender Freiheit — fürwahr, da braucht sein Gutgesunder für die Zukunft Preußens und unseres lieben Vaterlandes zu stärken.

b. moy borg.

## Onyi.

Glück von Richard Carow.

(Nachdruck verboten.)

Der Oberleutnant a. D. von Schlemann fuhr eines Tages nach Südwürttemberg, um für sich und sein junges Weib eine Farm zu gründen. Ein ehrlicher, innerer Trieb und der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit war es, der in den beiden den Plan hatte reisen lassen, diese Kolonie als ihre neue Heimat zu wählen. Die Wallin, eine geborene Freiin von Mervé, sollte vorerst noch in Deutschland bleiben, bis Henning von Schlemann das Nest „drüben“ bereitet haben würde.

„In längstens fünf Monaten sind wir wieder vereint, meine Liebe.“ Mit diesen Worten verließ der ehemalige Offizier seine alte Heimat.

Indessen es kam anders. Kaum in Swabopmünd angelangt, unterbrach ein „Zwischenfall“ den für gesundes Kolonistieren so notwendigen Frieden. Die Chausseeholzenten und Obabandheren machten Olog — Krieg. Und die Truppe benötigte Hilfsbereiter Hände. So kam es, daß Oberleutnant a. D. von Schlemann, nachdem bereits sechs Monate ins Land gegangen waren, noch immer nicht an die Gründung einer Farm gegangen war, da er an den blutigen Gefechten bei Ohmunda, Elegfeld und Cobabid in seiner Eigenschaft als Offizier lebhafte Anteil genommen hatte.

Bei Ohmunda hatte er die Höhlen des erstürmten Dorfes absuchen lassen, in denen, zerstört und zerstürdet, zahlreiche Toten und Obabandheren gefunden wurden. Hierbei entdeckte man auch ein

verwundetes, blutunges Hereroweib, das sich dem Oberleutnant zu führen wußt und um Gnade flehte:

"Mache mich zu deiner Sklavin, Herr, aber las mich leben."

So sprach Onyi, die Hereromaids.

Hennig von Schliemann herrschte sie an: "Wir führen nicht Krieg mit Weibern. Steh auf!"

Da ihn Onyi verständnislos anblieb, rief er seinen Diener, einen Basildoldaten, herbei, der den Dolmetsch mache. Und dahnbare Wölde erhob sich die schlanke Herero, um den Gefangenen zugeleitet zu werden.

Zwei Tage später wurden die Kriegsgefangenen samt dem erbeuteten Vieh nach der Hauptstadt Windhuk eskortiert.

1904! Also acht Jahre später.

Der Tag ging zur Rüste. In Purpur gekleidet lagen Berg und Tal. Hier und dort wirkten Nachwölche in die klare Abendlust, die Wohnstätten der Farmer. Auf Schliemanns Höhe, der Farn des ehemaligen Leutnants Hennig von Schliemann, zog das zahlreiche Kindvieh von der Weide heim, durstig brüllend, doch mit straffem, glänzendem Fell. Unzählige Ziegen und Schafe drängten blörend zum Stall, dem jüngsten Nachwuchs zu, der tagsüber bei dem Farmerhause verblieb. Geschäftig eilten die Einwohner zu ihren Verrichtungen. Die Trühe, tagsüber durch die Sonnenlucht begünstigt, war abgetan.

Auf der Veranda des einfachen, aber sehr räumlichen Hauses stand, gebräunt und welterstoss, der unternehmende Farmer, der soeben von seinem Chaukenthal heimgekehrt war. Auf dem Rücken seines sechsjährigen, blondgelockten Knaben, sah er prüfend nach dem heimkehrenden Vieh.

"Papa," jagte schmollend her kleine Nube, indem er des Vaters Bart rasierte, "wann bringst du mir einen kleinen Strauß mit? Ich will doch mit ihm spielen."

"Vogel Strauß ist kein Spielzeug für kleine Nuben. Roderich. War bald würde dich so ein kleiner Vogel, der doch größer ist als du, übel zurückfahren."

Zu diesem Augenblick trat Frau Magda von Schliemann aus dem Innern des Hauses auf die Veranda. Eine schlante, blonde, vornehme Erscheinung.

Der Farmer läßt sein Weib innig, nachdem er Roderich freigegeben hatte.

"War jemand hier während meiner Abwesenheit?" forschte der Farmer dann.

"Nein, Hennig, niemand. Das heißt: abgesehen von einigen Hereros, die aus den Bergen herüberkamen. — Soll ich den Bisch decken lassen, Lieber?" Frau Magda strich ihrem Gatten losend die Wangen.

"Welche mir vorerst ein Glas Milch, Magda", bat der Farmer.

"Onyi!" rief die junge Frau, und einige Augenblicke später erschien ein schlankes Hereroweib, sauber, einsch, aber europäisch gekleidet. Es war dieselbe Onyi, die von Schliemann vor beinahe acht Jahren als Gefangene nach Windhuk geführt hatte.

Nach ihrer Freilassung und als der Farmer sein Weib auf Schliemannshöhe hatte, war ungerufen dies Naturkind erschienen, um aus Dankbarkeit ihre Arbeitsschaf in den Dienst ihres vermeintlichen Lebendretters zu stellen.

Man vergesse nicht das Fatum, daß Hereros im Kriege Pardon nicht kennen, weder bei Weib, Kind noch Krieger.

Mit zäher Anhänglichkeit hatte Onyi seither ihrer Gebieterin treu gedient und ungeachtet zahlreicher Misshandlungen seitens ihrer Stammesgenossen bisher ihre Selbständigkeit gewahrt.

"Onyi, sage mal," inquirierte Herr von Schliemann, als diese ihm ein Glas frische Milch serviert hatte, "wie kommt es, daß in letzter Zeit so viele Feindhereros hier umherstreifen? Doch nicht etwa deshalb wegen?"

Onyi zuckte leicht zusammen, soßte sich indes schnell und versetzte:

"Herr, unsere Leute wollen nur sehen, was du als weißer Mann in der Viehzucht bringst. Sie sind neugierig."

"Na, ich weiß nicht," sagte der Farmer nachdrücklich, da ihm die Erregung Onyis nicht entgangen war, "diese Neugierde ist mir verdächtig."

Damit war borderhand diese Angelegenheit erledigt.

Sonderbar: an diesem Abend mußte der Farmer immer wieder an die Feindhereros denken. Und meistwürdig: in dieser selben Nacht hielten die Obahereros in den Bergen von Okahandja ein geheimes Treffen ab, bei dem die verlobten Häuplinge, an ihrer Spitze der von Leidenschaften zerfetzte Samuel Maherero, ihren Brütern mit bohren Phrasen den Orlag, den Krieg gegen die weißen Unterländer predigten: "Der weiße Mann erdrückt uns! Der weiße Mann ist reich, nehmen wir ihm seine Güter! Vernichten wir die Deutschen! Niemand weißt gäb's außerdem dabei genug!"

"Orlog! — Orlog! — Orlog!" — echte es bis zum Wolfsberg hinauf. Die Weste war erwacht, blutgierige Räuber und Mörder erschienen!

"Und Onyi? Sie wußte das, sie sagte aber nichts. Ein furchtbaren Stampf, ein Stampf zwischen Klasse und Christum, dem sie sich ergeben, ein Stampf zwischen Vergeltung und Dankbarkeit töte in dem jungen, halbstarken Hereroweibe.

Zugzwischen kamen vom Osten her Alarmnachrichten: Die Hereros werden dreist und frech, sie überschreiten die Grenzen, stehlen Vieh.

Auch Hennig von Schliemann handelte. Er zog die geschnittenen losbaren Strauße zu sich heran, ließ sein Weib nur auf Sichtweise austreiben und hielt nachts selbst mit Wacht. Sein Weib beruhigte er, mit Onyi sprach er kein Wort, beobachtete sie indessen um so scharfer.

Eines Abends lauchten plötzlich wieder mehrere Feindhereros auf Farm Schliemanns Höhe auf, unterhielten sich lebhaft mit Onyi und verschwanden so lautlos, wie sie gekommen.

Als alles auf der Farm zur Ruhe war, trat der Farmer an das Fenster zu Onyis Bett, er wollte sie doch, von Mitternacht aus hören.

"Onyi!" rief er gedämpften Tones, indem er ans Fenster stieg.

Von drinnen kam Antwort: "Onyi!" — Es klang lauter, dringlicher.

Doch nichts regte sich. Nurz entschlossen trat Hennig von Schliemann in die Kammer seiner Dienstlin und schlug Licht.

Onyi war nicht daheim. Ihre Habe lag indessen unangestaut in ihren Rostern und Kästen, bis der Farmer prüfend öffnete.

Was das Verrat?

Der besorgte Offizier und Farmer tat jetzt etwas, was er tun müßte: er weckte sein Weib und weckte sie in die Vorgänge ein, teilte ihr seine Verdächtigungen mit.

"Und du glaubst, Onyi könnte..."

"Noch glaube ich nichts, Liebe," entgegnete der Gatte erzt,

"aber wir müssen auf der Hut sein."

Tatser erhob sich Frau Magda von ihrem Lager, und nach wenigen Minuten stand das Ehepaar im Freien. Nichts reale sich auf und um den Platz vor den Gebäuden. Während die mutige Frau auf der Veranda Posto saßte, schlug ihr Gatte den Weg zu den Hütteln der eingeborenen Arbeitler ein.

Auf halbem Wege trat ihm Bert, ein Basard und Schliemanns Karmansfeuer, mit weiteren drei eingeborenen Dienstlin entgegen, alle mit Gewehren bewaffnet.

"Wer! Was ist los?" Mit diesen Worten trat der Farmer unerschrocken zu seinen Leuten.

"Onyi warnt uns, Herr; die Hereros kommen", flüsterte der Basard.

"Onyi?" — Weiter sagte der Herr nichts, dann vereilte er die Leute auf ihre Posten am Wehrthal.

Die Nacht war klar, aber mondunkel. Man vernahm in der heiligen Stille jeden Laut. Von Schliemann hielte sich neben seinem Weibe auf die Veranda seines Hauses postiert. Seines sprach ein Wort, angestrengt lauschte man, ruhig und schattlos. Da nun bat wohl Onyi uns nicht gewarnt? fragte sich, ohne eine bestiedigende Antwort zu finden, immer wieder der Farmer.

Gegen zwei Uhr morgens drang fernes Pferdegetrappel durch die Stille der Nacht. Schliemann erhob sich und sagte beständig zu Frau Magda: "Das sind weiße Reiter, denn sie tragen, während der Eingeborene nur galoppiert."

Im Verlauf einer Viertelstunde hielt auf Schliemannshöhe eine Abteilung der Schutzeinheiten in Stärke von zwölf Mann unter einem Sergeanten.

"Noch alles ruhig, Herr von Schliemann?" fragte der Führer.

"Ja gewiß! Aber woher in alter Welt wissen Sie denn, daß man bei mir einen Überfall plant?" entgegnete er staunend der Farmer.

"Daben Sie denn nicht Ihre Magd, die Onyi gefunden? Sie war in Windhuk und alarmierte in Ihrem Namen die Polizei," versetzte der Sergeant, der gleich den Heile vom Pferde gesiegen war.

Daum zeigten sich im Osten die ersten grauen Dämmerstreifen des jungen entwachenden Tages, als es um Farm Schliemannshöhe lebendig wurde. Wie dem Gedan entwachten langsam allerwärts dunkle Gestalten auf, die sich langsam veranschlichen. Wohnehmlich nach dem Wehrthal hin trug ein größeres Trupp.

Plötzlich zerriss ein diabolisches Geheul aus hundert Horden die Stille des Morgens, und gleichzeitig hörte die ganze Horde gut bewaffneter Hereros die Einöde zum Raubrausen heran.

Oben rührte sich noch nichts, so daß die Hereros schon trimmender grinsten, sich des gewonnenen Spieles.

Aber da! — Ein, zwei, drei Schüsse! Vom Stall her! Eine Salve von der Veranda aus, dann rasendes Geweckfeuer!

Ein einziges, ohnmächtiges Wutgeheul: die Hereros rüzen, stürzen übertrumpelt, der größte Haufe macht nach kurzer aussichtsloser Gegenwehr Schlag und stürzt wulstmaulig zu Tal.

"Das ist Onyis Werk!" kreischte der Kuli hervor schwarzen Wande. Ein wildes Geblüst seiner Horde antwortet ihm.

Hennig von Schliemann stürzt mit einer handvoll Soldaten dem Feinde nach und nimmt ihn unter wildes Feuer. Bis in die Berge hinein drückt er die Hereros, wo sie in den unzugänglichen Schluchten ellends verirrinden.

Dann erst lehrt der Farmer zu lächeln. Um Psade liegt hier und dort ein gesäulter Herero.

Aber was ist das? Regt sich nicht dort hinter jenem Namensdornbusch eine menschliche Gestalt? Die helle, helle Kleidung schimmert deutlich durch das Grün der Sträucher.

Mit ein paar Sprüngen ist man heran! Hennig von Schliemann steht mit den Männern vor — Onyi!

Das Weib sieht den Farmer gebrochenen Anges an, sie erkennt ihn und winkt matt mit der Hand. Der unerholtene Mann bebt vor Aufregung; er beugt sich zu dem blutenden Weibe nieder.

Weise, abgerissen, stützt Onyi: "Mein Herz war getöt, o Herr! Ich holte die Ölße und dann wollte ich die Hereros warnen, nicht anzugreifen. — Es sind meine Brüder, Herr! — Doch mein Feind brach in den Lippen — es war ja Nacht. — So hauen mich die Hereros hier, als Ihr sie schon abgesetzt. — Sie glaubten mir nicht — und der Häuptling zerteilte mir mit seiner Steule den Kopf! — Vergiß, o Herr!"

Onyis Körper erbebt und krampft sich zusammen; dann löst sich die Eisierung. Onyis Kopf neigt sich zur Seite. Sie ist tot. Die bestallten Hereros, Onyis Brüder, haben sich an ihr gerüttelt.